

Insel Verlag

Leseprobe



Wilson, W. Daniel
Goethe Männer Knaben

Ansichten zur ›Homosexualität‹
Aus dem Englischen von Angela Steidele. Mit zahlreichen Abbildungen

© Insel Verlag
978-3-458-17542-1



W. Daniel Wilson

Goethe
Männer
Knaben

Ansichten zur
›Homosexualität‹

Mit zahlreichen Abbildungen
Aus dem Englischen von Angela Steidele

Insel Verlag

Die Arbeit an diesem Buch wurde gefördert vom



Arts & Humanities
Research Council

Erste Auflage 2012

© Insel Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17542-1

Inhalt

Vorwort	9
1 Liebesgrüße aus Griechenland	12
2 Ganymed und seine Freunde:	
Die voritalienische Zeit	38
<i>Götter Helden und Wieland</i>	38
Eine Nacht mit Sokrates	50
Übersinnliche Knabenliebe: »Ganymed«	56
Übersinnliche Pädophilie: »Erlkönig«	69
In Weimar: Lukians Küsse und Kinäde	78
Mignon und sein Eiertanz	84
3 Das Land der Sodomie: Italien und die Folgen	89
Kleidertausch: Karneval und Theater	92
Der strafende Phallus:	
Priapische Übungen und die <i>Römischen Elegien</i> ...	95
Bettina und die »Buben aus dem Alterthum«:	
<i>Venezianische Epigramme</i>	102
4 Liberale Gesinnungen: Das Winckelmann-Buch und Verwandtes	135
Winckelmanns Briefe und Sex	139
Antikes	148
Freundschaft	153
Schönheit I: Utopie	162
Schönheit II: Natur und Ursprünge	169
Schönheit III: Lebendige Kunst	178
Echte Kerle	189
Falsche Weiber	191
Gegen das Verbergen	200

5	Schenke spricht, Schenke liebt:	
	<i>West-oestlicher Divan</i>	204
	In den Kot fallen	206
	Persischer Ganymed	216
	Die Staubverliebten	225
	Knabenbordell	237
	Schenke spricht	243
	Silberleib	249
6	Buben im Treppenhaus	264
	»Hercules und Hylas« und <i>Wilhelm Meisters</i>	
	<i>Wanderjahre</i>	265
	Apoll und Hyazinth	276
	Hadrian und Antinous	289
	Salve, Schwule!	301
7	Die wahren Hexenmeister: <i>Faust II</i>	315
8	Goethe und die griechische Liebe	348
	Anhang	367
	Anmerkungen	369
	Siglen	458
	Bibliographie	460
	Bildnachweis	486
	Register der Werke Goethes	487
	Register der Personen, Werke und mythologischen	
	Figuren	490
	Sachregister	501

*Meiner Großfamilie:
Lucy, Marguerite, Adrian, Martin und Christina*

Vorwort

Wer heute Goethe liest, staunt, wie vielschichtig und modern er in seinem gesamten Werk die Themen Geschlecht und Begehren behandelt. Es verwundert daher, dass sich die wenigen Bücher über Goethe und die ›Homosexualität‹ vorwiegend auf seine eigenen angeblichen Neigungen beschränkt haben. Wie sehr die ›griechische Liebe‹ ihn fesselte, wie anhaltend er über sie nachdachte, wie überraschend er sie ›modernisieren‹ wollte – all das ist von der Literaturwissenschaft bislang nur unzureichend aufgearbeitet worden. Das vorliegende Buch ist die erste umfassende Studie zu Goethes Haltung gegenüber einem Phänomen, dem die Mehrheit auch in den westlichen Gesellschaften weiterhin zurückhaltend begegnet und das weltweit immer noch angefeindet wird. Zu Grunde liegt dieser Untersuchung ein reiches Korpus von Texten aus allen Phasen von Goethes Schaffen einschließlich bislang unveröffentlichter Quellen.

Befragt nach seiner Haltung zur gleichgeschlechtlichen Liebe, erscheint der mehr verehrte als gelesene Dichterrfürst lebendiger als je, geradezu verjüngt. Er erschüttert das antike Muster von Herrschaft und Unterwerfung in der griechischen Liebe und verleiht dem traditionell passiven und stummen ›Geliebten‹ erstmalig eine Stimme. Schrittweise verwischt er in seinen Werken die Grenzen zwischen gleichgeschlechtlicher und gegengeschlechtlicher Liebe. Letzten Endes betrachtet Goethe die Liebe zwischen Männern als eine Art höherer Existenz, den banalen, auf Fortpflanzung angelegten ›heterosexuellen‹ Beziehungen überlegen. Mit Wärme und Achtung begegnete er Männerliebhabern und verlangte Gleiches von der Gesellschaft.

Ein solches Thema darf auf Interesse auch jenseits streng akademischer Kreise hoffen. Diese selektive Werkbiographie mit Blick aufs andere Ufer ist nach wissenschaftlichen Standards erarbeitet, doch für die breitere Öffentlichkeit geschrie-

ben. Um den Lesefluss nicht zu stören, findet die Auseinandersetzung mit der Forschung zumeist nur in den Anmerkungen statt, wo Fragen und Probleme für die Literatur- und Kulturwissenschaften vertieft aufbereitet werden.

Die Arbeit an diesem Vorhaben wurde durch mehrere Freisemester ermöglicht, die mir das Royal Holloway, University of London großzügig gewährte, sowie durch ein Stipendium des Arts and Humanities Research Council. Mit großer Freude danke ich zahlreichen Kollegen für ihre selbstlose Unterstützung. Zu den Germanisten, die Teile des Manuskripts gelesen und mit wertvollen Hinweisen bereichert haben, zählen Matthew Bell (King's College, London), Susanne Kord (University College, London), Horst Lange (Nevada), Angus Nicholls (Queen Mary, University of London), Jim Reed (Oxford) und Hans Rudolf Vaget (Smith College, Massachusetts). Vorträge in Berkeley, Birmingham, Edinburgh, Halberstadt, London, Manchester, Oakland, Pittsburgh, Oxford, Swansea, Toronto und Weimar beschenkten mich mit fruchtbaren Diskussionen. Kollegen aus anderen Disziplinen halfen mir durch unvertrautes Gelände: Jane Everson, John O'Brien und Ahuvia Kahane (Italienische, Französische bzw. Klassische Philologie am Royal Holloway, University of London), Nima Mina (Iranistik, School of Oriental and African Studies, University of London) und Caroline Vout (Kunstgeschichte, Cambridge). Susanne Schäfer (Freie Universität Berlin) machte deutsche Übersetzungen antiker Autoren ausfindig. In Weimar unterstützten mich von der Klassik Stiftung Weimar: Wolfgang Albrecht, Georg Kurscheidt, Elke Richter (Abteilung Editionen), Katharina Krügel (Kustodin Plastik), Bettina Werche (Kustodin Gemälde), Jochen Klaus (Goethes Bibliothek im Goethe-Nationalmuseum), Bernhard Fischer (Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs) und besonders sein Vorgänger Gerhard Schmid. Der Direktor des Stadtarchivs Weimar, Jens Riederer, stand mir über viele Jahre hilfreich bei. Die Archivarinnen und Bibliothekare in Weimar (einschließlich des Thüringi-

schen Hauptstaatsarchivs), in der British Library sowie in der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz waren mir stets eine große Stütze. Meine Frau, die Historikerin Christina von Hodenberg, war mir eine geduldige und unschätzbare Gesprächspartnerin.

Eine wahre Mitstreiterin gewann ich in der Autorin und Literaturwissenschaftlerin Angela Steidele. Nach dem Erfolg ihrer *Geschichte einer Liebe: Adele Schopenhauer und Sibylle Mertens* (Insel, 2010) machte sie Thomas Sparr (Suhrkamp/ Insel) auf mein Projekt aufmerksam, der sich sofort für das Vorhaben engagierte. Angela Steidele schärfte als Lektorin und Übersetzerin meine Argumentation mit Leidenschaft und Umsicht; liest sich das Buch flüssig, ist es ganz besonders ihr zu verdanken. Für ihre Mitarbeit bin ich ihr zutiefst verbunden.

London, im Januar 2012

KAPITEL I

Liebesgrüße aus Griechenland

Gegen Mittag des 28. August 1829 betreten Antoni Edward Odyniec und Adam Mickiewicz Goethes Haus am Frauenplan. Der 80. Geburtstag des Hausherrn gleicht in der kleinen Residenzstadt Weimar einer Staatsangelegenheit, zu der sich Gäste aus ganz Europa, Abgeordnete von Universitäten, Theatern und gelehrten Gesellschaften eingefunden haben. Zur Überraschung der beiden polnischen Dichter und Reisegefährten steht die Tür sperrangelweit auf, und der Diener verlangt keine Karte: Heute stehe das Haus jedermann offen. Während sie im Vestibül warten, bis eine Schar Gratulanten gegangen ist, betrachtet Odyniec die beiden Statuen in den Nischen, die ihm schon bei früherer Gelegenheit aufgefallen sind: zwei Mal der nackte Ganymed, gleich groß. Der eine breitet die Arme weit aus in glühender Erwartung, von Zeus' Adler entführt zu werden; es ist ein Abguss einer antiken Statue. Die andere, ein modernes Werk, zeigt den Knaben auf dem Olymp, wo er seinem göttlichen Liebhaber Wein einschenkt. Vor den beiden steht die antike Statue eines Hundes, der Odyniec an die Entführung Ganymeds erinnert, wie Vergil sie beschreibt; dort bel-len Hunde dem Adler hinterher, der den Jungen verschleppt. Der Adler selber, so weiß Odyniec noch vom letzten Besuch, hängt oben im Treppenhaus über der Tür – der erste Ganymed scheint zu ihm aufzusehen.

Auf dem ersten Absatz von Goethes großartiger ›italienischer‹ Treppe erkennt der Pole dann eine Büste des Apoll von Belvedere, des Gottes der Dichtkunst und der Sonne. Er erinnert sich, dass Apoll die schönen Jünglinge Hyazinth und Cyparissus liebte, die beide jung starben. Auch Winckelmanns Begeisterung für diese fast weibliche Statue fällt ihm ein. Neben Apoll steht Achill, und Odyniec meint sich zu entsinnen,

dass dieser Held des Trojanischen Kriegs ebenfalls einen früh dahingeshiedenen Jüngling liebte, seinen schmucken Waffenkameraden Patroklos. Während er langsam hinter einigen Engländern die Treppe hochsteigt, studiert Odyniec an der Wand Zeichnungen der Elgin Marbles aus dem Britischen Museum, die Goethe ihm stolz beschrieben hat und die eigens für den Großherzog angefertigt wurden. Eine zeigt Herkules, der ebenfalls geliebte Jünglinge verlor, Hylas und Abderus. Auf der zweiten Zeichnung schmiegt sich eine Frau in den Schoß einer anderen. Sie erinnern den Polen an zwei griechische Liebhaberinnen, die Goethe in einem seiner Werke erwähnt. Oben, direkt neben der Tür ins erste Zimmer, steht ein beeindruckendes Doppelstandbild zweier schöner nackter Jünglinge. Einer legt dem anderen den Arm um die Schulter. Sie stellen den römischen Knaben Antinous dar – der ebenfalls tragisch umkam – und den Geist seines Liebhabers, des Kaisers Hadrian; so sagt man jedenfalls, erinnert sich Odyniec, als er mit seinem Freund die Schwelle mit der Intarsie ›Salve‹ überschreitet.

Der Gelbe Saal ist voller Gratulanten. Schnell finden sie Goethe und stammeln auf Französisch ihre Glückwünsche. »Je vous remercie, Messieurs, je vous remercie sincèrement.« Stolz zeigt ihnen das Geburtstagskind einen huldvollen Brief des bayerischen Königs, den jede Menge Bewunderer umringen. Er begleitet ein grandioses Geschenk, das im nächsten Raum steht, in den Goethe sie nun führt. Dieses Büstenzimmer gleicht einem Museum und wird von Bildern des Weingottes Bacchus beherrscht, der fast so aussieht wie eine Frau. Nicht anders der kolossale Antinous; Odyniec erkennt in ihm die berühmte Büste aus Mondragone in Italien. Mitten im Raum steht die Gabe Ludwigs I., auf einem Podest und mit Blumenranken geschmückt: der Abguss eines antiken Torsos. Es ist Niobes jüngster Sohn, den Apoll erschlug, auch wenn ihn seine Schönheit tief berührte. Später bemerkt Odyniec, wie Goethe allein zu der Statue zurückkehrt; er bewegt die Hände, als ob er mit ihr sprä-

che – keiner seiner Gäste scheint ihm so lebendig wie dieser Torso zu sein.

* * *

Antoni Edward Odyniec' Gedanken an Goethes 80. Geburtstag habe ich zwar frei geschildert, doch treu nach historischen Berichten. Dabei habe ich die Kunstwerke in Goethes Treppenhaus sowie in seinem Büstenzimmer *so* wiedergegeben, wie das frühe 19. Jahrhundert sie verstand; heute interpretiert man sie häufig anders.¹ Odyniec' Gang durch Goethes Haus wirft grundsätzliche Fragen auf – einmal davon abgesehen, warum noch niemandem, zumindest nicht im Druck, das homoerotische Bildprogramm aufgefallen ist, dem mit einer einzigen Ausnahme die elf Kunstwerke in Goethes legendärem Treppenhaus angehören. Teilten Goethes gebildete Gäste zumindest einige der Gedanken, die ich Odyniec zugeschrieben habe? Helfen diese Kunstwerke, Goethes Haltung zur gleichgeschlechtlichen Liebe zu verstehen? War er vielleicht selber schwul? Können die Begriffe ›schwul‹ oder gar ›homosexuell‹ überhaupt eine Person beschreiben, die 1829 oder 1770 gelebt hat? Warum erzählen so viele Kunstwerke in Goethes Treppenhaus vom frühen Tod geliebter Jünglinge? Was war überhaupt ein ›Jüngling‹ oder ein ›Knabe‹, was ein ›Geliebter‹ und was ein ›Liebhaber‹, und zwar sowohl in den deutschen Ländern des 18. Jahrhunderts als auch in der Antike? Das Treppenhaus mit seinen homoerotischen Anspielungen ist nur eines – wenn auch ein besonders markantes – von vielen Beispielen, das mich zu meiner These führt: Goethes Sicht auf die gleichgeschlechtliche Liebe kann nur im Rückgriff auf die Antike verstanden werden – eine Antike, die für das späte 18. und frühe 19. Jahrhundert lebendig war. Noch stärker als viele seiner Zeitgenossen empfand Goethe, den die vorurteilslose Erforschung der menschlichen Natur antrieb, die Antike und insbesondere die griechische Liebe als brennend aktuell und dichterisch anregend.

Die ›griechische Liebe‹ der Antike wird vielfach missverstanden. Zunächst einmal war sie nicht auf Griechenland beschränkt. Auch im alten Rom kam sie, etwas später, häufig vor. Das antike Persien – für meine Interpretation des *West-oestlichen Divans* von Bedeutung – kannte ein ähnliches Phänomen. Die »asiatische Homosexualität«,² wie sie mittlerweile genannt wird, war im Mittelmeerraum, in der Türkei, in großen Teilen des Nahen Ostens und Südostasiens, in China, Japan und den Südpazifischen Inseln weit verbreitet. Für die Europäer war freilich die griechische Variante von größter Bedeutung, lag sie doch, zusammen mit der römischen, der eigenen Zivilisation zu Grunde – oder beschmutzte sie, je nach Standpunkt. Als Teil der Gründungskultur des Abendlands fasziniert die griechische Liebe Europa seit je.

Dabei darf die griechische Liebe nicht mit der Homosexualität verwechselt werden. Dieser letztere Begriff wurde zuerst 1869 öffentlich gebraucht und bezeichnete zu Beginn eine psychische Verirrung, einen pathologischen Befund – ist also mit dem antiken Verständnis sexueller Vorlieben völlig unvereinbar. Darüber hinaus steht er für eine bestimmte Identität, für die Vorstellung, Männer, die Sex mit Männern haben, unterscheiden sich grundsätzlich von anderen Männern. Zwar könnte es in der Antike eine ähnliche Identität gegeben haben, nämlich den Kinäden (griech. *kinaidos*, lat. *cinaedus*), einen erwachsenen Mann, der sich weiblich gab und kleidete und sich gern von anderen Männern penetrieren ließ. Doch ist der wissenschaftliche Streit über die Identitätsfrage nebensächlich, da Goethe sich nicht eingehend mit der Figur des Kinäden befasste, obwohl er sie kannte (mehr dazu im nächsten Kapitel). Eines scheint jedoch gewiss: In der Antike betrachteten sich Männer, die den aktiven Part beim Sex mit Jünglingen übernahmen, nicht als anomal oder gar krank; und ganz sicher galten sie nicht als weniger männlich als Männer, die nur mit Frauen ins Bett gingen.

Ein weiterer Unterschied zwischen modernen Homosexua-

litäten und der griechischen Liebe ist für diese Untersuchung bedeutender: das Alter. Partnerschaften zwischen ungefähr gleichaltrigen Männern sind heute gang und gäÙe. Im Gegensatz hierzu waren bei den alten Griechen Beziehungen zwischen einem älteren Liebhaber (griech. *erastēs*) und einem jugendlichen Geliebten (*erōmenos*) üblich. Das führte zum größten aller modernen Missverständnisse, jüngst bezeichnet als »Mythos der Knabenliebe«³. Da Goethes Verständnis, Würdigung und Kritik der griechischen Liebe ganz auf diesem schwer zu verstehenden antiken Phänomen beruht, müssen hier dessen sozial- und kulturhistorischen Bedingungen skizziert werden.

Was war ein ›Knabe‹ im alten Griechenland – und in den deutschsprachigen Ländern des 18. Jahrhunderts? Die Antwort wird nicht leichter dadurch, dass das griechische Wort *paidēs* (Knaben) zwei Bedeutungen hatte: Im engeren Sinn bezeichnete es Jungen bis ungefähr zum 18. Lebensjahr, doch wurde es im weiteren Sinne auch für 18- bis 19-jährige junge Männer gebraucht.⁴ Der ›Liebhaber‹ war fast immer älter als 18, doch nicht viel; üblicherweise hörte er um die 30, wenn er heiratete, mit dem Sex mit Knaben auf. Der jüngere Partner oder ›Geliebte‹ musste älter als 18 sein; Sex mit einem Minderjährigen galt als Verbrechen, das mit dem Tod bestraft werden konnte. Wohlhabende Familien stellten Sklaven als Aufseher oder Leibwächter (*paidagōgoi*) für ihre unter 18-jährigen Söhne ab, um sie vor älteren Verehrern zu schützen – ein untrüglisches Zeichen dafür, dass Beziehungen mit ihnen nachgefragt waren und vorkamen. Da Mädchen mit 14 heiraten konnten, wurden im antiken Griechenland minderjährige Knaben strenger geschützt als Mädchen – die übliche Verwechslung der ›Knabenliebe‹ mit der Pädophilie hätte das nicht erwarten lassen.

Verkompliziert wird das alles noch dadurch, dass Pubertät und Körperbehaarung, die in diesem Buch eine große Rolle spielen werden, von der Antike bis mindestens zum Ende des 18. Jahrhunderts später einsetzten als heute. Erst im 19. Jahrhundert verschob sich die Pubertät in der westlichen Welt um

mehrere Jahre nach vorne. Die Gründe für diese große Veränderung sind umstritten, doch gilt die bessere Ernährung als eine wahrscheinliche Ursache. In der Antike erschien die Gesicht- und Körperbehaarung zuallererst mit etwa 18, und einen richtigen Bart hatte man frühestens mit 20. Während die Haare erst spät in der Pubertät wachsen, setzt der Samenerguss dagegen einige Jahre früher ein. Da sich griechische Männer nicht rasierten, zeigen Bilder männlicher Paare einen deutlichen Altersunterschied: Der Liebhaber ist fast immer bärtig, der Geliebte bartlos. Dem sagenumwobenen Helden des Trojanischen Krieges, Achill, spross noch kein Bart, wie Goethe selbst einmal hervorhob.⁵ Statuen, die ausgewachsene junge Männer ohne Bart- und Schamhaar abbilden, idealisieren nicht. In Rom, wo sich die Männer rasierten, ließ Kaiser Augustus mit 23 zum ersten Mal den Barbier kommen.⁶ An dieser spät einsetzenden Pubertät änderte sich bis in die Goethe-Zeit nur wenig. Der Theologe und Autor Carl Friedrich Bahrdt etwa hatte auch mit 19 noch keinen Bart, Carl Philipp Moritz im selben Alter nicht viel mehr. Laut Friedrich Christian Laukhard übernahmen an der Universität Gießen »milchbärtige Studenten« die Frauenrollen in Theateraufführungen – junge Männer also, die mit 18, 20 Jahren nur einen Pfirsichflaum auf der Oberlippe trugen.⁷

Goethe und seine Zeitgenossen dürften sich also kaum über solche bartlosen, ansonsten aber sexuell entwickelten Jünglinge gewundert haben, die man in Griechenland *epheboi* (»Epheben«) nannte. Sie konnten zwischen 16 und 20 Jahre alt sein, im Allgemeinen waren sie 18 oder 19. Sie waren in Athen die begehrtesten Sexobjekte: schon »legal« (wenn sie mindestens 18 waren), aber noch glatt. Sobald der Bart spross, versiegte das Verlangen des älteren Liebhabers oder Verehrers. Strato hält 17 für das wünschenswerteste Alter eines Knaben – und beschreibt in zwei Gedichten, wie seine Leidenschaft mit der Körperbehaarung des Knaben abkühlt.⁸ Aus einem anderen Kulturkreis, der Goethe interessierte, rät der persische Satiriker

Obeid-e Zâkâni: »Türkische Sklavenknaben, solange sie bartlos sind, kauft um jeden Preis, den man für sie verlangt, und sobald sie anfangen, einen Bart zu bekommen, verkauft sie um jeden Preis, den man bietet.«⁹ Goethe griff dieses Thema auf und schildert etwa im *West-oestlichen Divan* diesen entscheidenden Moment in der Adoleszenz: »Es schwillt die Brust, es bräunt der Pflaum [Flaum] | Er ist ein Jüngling worden.«¹⁰ Offensichtlich hat das Begehren nach jungen Männern viel mit *Androgynie* zu tun, der Verbindung männlicher und weiblicher Züge »in der Jugend«, wie Goethes Sozius Wilhelm von Humboldt 1795 schrieb, »auf der schmalen Gränze zwischen beyden Geschlechtern«.¹¹ Nicht nur junge Frauen, sondern auch junge Männer zogen mit ihren glatten Körpern Römer und Griechen erotisch an; gnadenlos verhöhnt als Liebesobjekte wurden dagegen bärtige Männer genauso wie behaarte runzlige Frauen.¹²

Der Altersunterschied zwischen Liebhaber und Geliebtem hatte in der griechischen Liebe demnach zwar größte Bedeutung, war jedoch wesentlich geringer als allgemein angenommen. Meist betrug er nicht mehr als ein paar Jahre (oft waren beide Partner bartlose Epheben), und in jedem Fall war er bei weitem geringer als zwischen Frischvermählten im antiken Griechenland. In Platons Dialog über die Liebe, dem *Symposium*, behauptet etwa Pausanias von denen, die nicht vom irdischen, sondern vom »himmlischen Eros« beherrscht werden:

Sie lieben nicht kleine Knaben [*paidon*], sondern solche, die schon verständig zu werden beginnen, das ist gegen die Zeit, da der erste Flaum den Wangen zu entsprossen anfängt.¹³

Der Pfirsichflaum, der im Gegensatz zum richtigen Bartwuchs als attraktiv galt, erschien also zusammen mit der geistigen Reife der »Knaben«, wie Pausanias solche Liebesobjekte dezidiert nennt. Er hält Beziehungen mit ihnen für *einvernehmlich*: Ein rücksichtsvoller Liebhaber wartet, bis der Angebetete selbstständig denken und fühlen kann – und macht ihm erst dann den

Hof. Pausanias selbst führte eine lebenslange Partnerschaft mit Agathon, was ziemlich ungewöhnlich war.¹⁴ Kurzum: Der Begriff ›Knabe‹ hatte wenig mit seiner heutigen Bedeutung gemein.

Pausanias mag die gesellschaftliche Wirklichkeit stark geschönt haben. Die begehrtesten Epeheben wurden in Athen oft von einem ganzen Schwarm von Verehrern verfolgt, die zuweilen ihr Lager auf der Schwelle des Geliebten aufschlugen und sich an den ausgeklügeltsten Verführungsmethoden versuchten. Idealerweise galt die Beziehung als pädagogische Einrichtung zur Sozialisation des Knaben. Im Gegenzug für sexuelle Gefälligkeiten stattete der ältere Partner den jüngeren mit dem Rüstzeug für sein Leben als erwachsener Bürger aus. Zum Drehbuch der Verführung gehörten jedoch auch Geschenke, üblicherweise ein Kampfhahn oder ein anderes wertvolles Tier. Um seinen Ruf zu schützen, musste der Geliebte dabei delikat vorgehen. Obwohl er Geschenke annahm, durfte er nicht den Eindruck erwecken, er werde für Sex bezahlt, denn sonst konnte er der Prostitution angeklagt werden und fast alle Bürgerrechte verlieren. Aus demselben Grund durfte er seine sexuelle Gunst nicht allzu bereitwillig verschenken. In der Theorie zumindest blieb die Beziehung asymmetrisch. Darüber ist sich auch die sonst zerstrittene historische Zunft einig: »*erōs* sollte nur der *erastēs* empfinden«¹⁵.

In diesen Beziehungen war demnach Macht im Spiel: Nicht gegenseitige Liebe zwischen Gleichen begründete sie, sondern die Eroberung eines Niederrangigen durch einen Höherrangigen, also einen erwachsenen Bürger.¹⁶ Dabei sollte dem Geliebten die Unterordnung allerdings erleichtert werden. In Ovids berühmten Worten bereitete die Knabenliebe nur dem Eindringenden Lust.¹⁷ Um dem Geliebten mögliches Unbehagen beim Analverkehr oder das Gefühl der Demütigung zu ersparen, bevorzugten die Griechen daher den sogenannten Schenkelverkehr, bei dem der Liebhaber seinen Penis von vorne zwischen die geschlossenen Beine des Geliebten schob.¹⁸ Ein Grieche,

der sich oral oder anal penetrieren ließ, sonderte sich selbst aus den Reihen der männlichen Bürgerschaft ab und ordnete sich bei den Frauen und Fremden ein.¹⁹ Griechische Vasen zeigen regelmäßig, wie Frauen anal penetriert werden; bei Männerpaaren findet sich das Motiv dagegen selten und wenn, gehören stets beide Partner derselben Altersgruppe an.²⁰ Dennoch bleibt festzustellen: Die Liebe zwischen einem Mann und einem Jüngling war im antiken Griechenland nach allgemeinem Willen und allgemeiner Vorstellung eine Einbahnstraße.

In Rom war die Angelegenheit (noch) weniger romantisch und ausgeglichen. Viele Feinheiten im mann-männlichen Liebeswerben der Griechen fielen bei den Römern weg, die die gleichgeschlechtliche Liebe für ein griechisches Phänomen hielten. Hier entstand eine ›Ideologie der Männlichkeit‹,²¹ nach der *jeder* Mann seine Würde und Männlichkeit verlor, der sich penetrieren ließ. Sexuelle Beziehungen zwischen freien Männern wie in Griechenland waren in Rom verboten. Mann-männlichen Sex hatte fast nur noch ein freier, oft verheirateter, penetrierender Mann mit einem jungen Sklaven (oder mit Männern, die auf die Regeln piffen: Kinäden oder Strichern). Zwang wurde die Regel, Sex Unterdrückung.²²

Natürlich gab es Ausnahmen. Einigen ›Geliebten‹ in Rom und Griechenland dürfte die passive Rolle Lust bereitet haben; andere übten selbst Macht über den Liebhaber aus, indem sie die sexuelle Befriedigung verweigerten.²³ Die (aktive) Koketterie der *erōmenoi* wurde vielfach missbilligt – was zeigt, wie häufig sie war. Die griechische und römische Literatur birgt etliche Beispiele, die das herkömmliche Modell anzweifeln oder für nichtig erklären.²⁴ Solche Umkehrungen mögen einen modernen Interpreten wie Goethe inspiriert haben. Denn trotz solcher Rollenverstöße blieb der Geliebte zumeist stumm – und sein Gefühl ein Rätsel. Genau an diesem Punkt aber wird Goethes grundsätzliche Modernität augenfällig: Er gibt dem ›Knaben‹ eine Stimme – auch wenn sie nicht authentisch ist, sondern seiner Phantasie entstammt.